



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geographische Sagen und Mythen. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Geographische Sagen und Mythen.

II.

In diesem Abschnitt betrachten wir unter der Führung Bessel's zunächst eine Legende, die man als die Odyssee des mittelalterlichen Mönchthums bezeichnen kann, dann das Eldorado dieser Zeit und zum Schluß den Punkt in der Mitte der Welt, wo nach der Meinung arabischer Geographen der Teufel seinen Hofhalt hatte — wie man sieht, lauter ungewöhnlich interessante Themata des von uns in Nr. 27 angezeigten und warm empfohlenen Sammelwerkes.*)

Die canarischen Inseln waren längst schon entdeckt und von Europäern bevölkert, Amerika war von Labrador bis zum Feuerlande bekannt, ja man hatte bereits die Welt umsegelt, als man noch immer an die vom Mittelalter allgemein angenommene Existenz eines Archipels (oder einer Insel) glaubte, die 60 Grad westlich vom Meridian der portugiesischen Küste mitten im Weltmeer liegen und zuerst vom heiligen Brandanus besucht worden sein sollte. Die Sage von diesem seebefahrenden Mönche ist schon im elften Jahrhunderte aufgezeichnet worden und nicht nur allen Völkern West- und Mitteleuropas, sondern auch den Arabern bekannt gewesen. Ihr Inhalt aber ist im Wesentlichen folgender:

In Irland lebte gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts der Abt Brandanus. Derselbe las eines Tages in einem Buche von den drei Himmeln, den zwei Paradiesen, den neun Fegefeuern und den Ungeheuern des Meeres, die Wälder auf ihrem Rücken trügen. Voll Zorn warf er das Buch ins Feuer. Da erschien ihm ein Engel und sprach: „Brandan, warum hast Du die Wahrheit verbrannt? Weißt Du nicht, daß Gott größere Dinge gethan haben könnte als die, welche Du in dem Buche gelesen hast?“ Darauf gebot er ihm, sich zu einer Entdeckungsfahrt nach jenen Wundern zu rüsten, die sieben Jahre dauern werde. Der fromme Abt erschrak, gehorchte aber und bestieg nach einiger Zeit mit einer Anzahl von Begleitern ein Fahrzeug, mit dem er den Kurs „gegen die Sommer Sonnenwende“ nahm. Mitten im Meere überfiel die Reisenden eine Windstille, und die Gefährten Brandan's zagten. Der gottesfürchtige Abt aber befahl, die Ruder einzuziehen und es dem Herrn zu überlassen, was er über seine Knechte verhängen wolle. Sein Vertrauen auf Hilfe von droben wurde belohnt: nach einer Fahrt von vierzig Tagen erschien im Norden ein Eiland mit steilen Felswänden, über welche frische Wasserbäche

*) Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde von Oskar Bessel. — Herausgegeben von F. Löwenberg. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1877.

sich herab ergossen. Drei Tage umschifften sie dasselbe, ehe sie einen Platz zum Landen gewahrten, hier aber wartete ihrer ein freundlicher Hund, der sie einen Fußsteig aufwärts geleitete. Sie gelangten dann in eine Stadt und an einen Hof, wo sie Bad und Lager gastlich hergerichtet fanden und wo ein reinlich gedeckter Tisch sie mit Weißbrot und Fischen erquickte. Nach dreitägigem Verweilen gingen sie wieder auf ihr Schiff und trafen da einen Jüngling, der ihnen einen Korb voll Brot und eine Tonne Wasser gebracht hatte, und der ihnen verhieß, sie würden bis zum Pfingsttage jeden Morgen die doppelte Labung erhalten.

So ging die Schifffahrt weiter durch verschiedene Gegenden des Weltmeers, bis wieder eine Insel vor ihnen auftauchte. Dieselbe war flach, ihre Bäche waren voll Fische und ihre Wiesen voll großer weißer Schafe. Da gerade das Osterfest nahte, blieben sie hier, wo sich ein einsamer Bewohner des Landes zu ihnen gesellte, der ihnen Erquickungen reichte, und von dem sie erfuhren, daß niemand jene Schafe melke, kein Frost ihnen wehe thue und daß sie immer auf der Weide blieben, weshalb sie auch so groß wie Rinder würden. Zum Abschied sagte er ihnen, sie würden gegen Pfingsten das Paradies der Singvögel erreichen.

Raum waren sie wieder abgesegelt, so wartete ihrer ein seltsames Abenteuer. Sie landeten an einer Insel, die einen grünen, wonnig schönen Wald trug, und die am Ufer keinen schlammigen Rand hatte. Ehe sie das Gestade erreicht hatten, stand das Schiff schon fest. Sanct Brandanus ließ es mit Tauen an das Land binden. Er selbst blieb die Nacht über an Bord, weil er die Gefahr kannte. Am Morgen trugen die Brüder, nachdem sie die Messe celebrirt hatten, Fleisch und Fische aus dem Fahrzeuge an den Strand und schürten unter ihrem Kochgeschirr ein Feuer an. Raum begannen aber die Kohlen zu glühen, so wurde der Boden unter ihnen lebendig wie eine flüssige Welle. Der Heilige half den erschrocknen Brüdern flugs in das Schiff, die Insel aber trieb hinaus in die See, und noch bis auf zwei Meilen Entfernung sahen sie ihr Kochfeuer am Rande derselben glimmen. Der Abt aber erklärte seinen Begleitern, Gott habe ihm in der Nacht das Geheimniß der Insel offenbart: was sie für eine Insel gehalten, sei nur ein ungeheurer Fisch, der stets mit dem Kopfe nach seinem Schwanzze hasche, ihn aber nie erreiche, weil er so lang sei. Der Name des Fisches sei *Tasconius*.

Als sie nun wieder an der Schafinsel vorbeikamen, erblickten sie dicht dabei, nur durch einen schmalen Wasserhals von ihr getrennt, ein anderes Eiland reich an Wiesen und Büschen und üppig mit Blumen bedeckt. Ein Fluß, der sich in die See ergoß, bot bequeme Einfahrt, und als sie ihr Fahrzeug festgemacht, stiegen sie neben einer labenden Quelle ans Land. Ueber der Quelle

erhob sich ein Baum, nicht sehr hoch, aber stattlich durch seine Krone, in der so viele glänzende Vögel saßen, daß man kaum noch etwas vom Laube sah. Dieser wundersame Anblick versetzte den Abt in solches Staunen, daß er Gott inbrünstig bat, ihm das Geheimniß zu enthüllen. Und auf sein Gebet flog einer der Vögel herab nach dem Schiffe, wo Brandanus saß, und als seine Flügel gegen das Fahrzeug schlugen, erklangen sie wie Glöckchen. Da forderte der Heilige den Vogel auf, ihm Rede zu stehen, wofern er ein Bote Gottes sei, und darauf sagte ihm dieser, daß er und seine gefiederten Gefährten Reste der Verheerung seien, welche der Böse einst angestiftet habe, doch hätten sie weder gesündigt, noch Sünde sträflich gebilligt. Ohne Pein, aber auch ohne den Anblick des Allmächtigen strichen sie durch Zeit und Raum wie die andern Geister, und nur an den Festtagen der Kirche schlüpfen sie in die Gestalt irdischer Geschöpfe. Auch vernahm der Abt zum ersten Male, daß ihm sieben Jahre Irrfahrt beschieden seien, ehe er das Land der Verheißung erblicken werde. Immer aber werde er in dieser Zeit Ostern und Pfingsten auf denselben Eilanden feiern, Weihnachten aber auf der Insel Milbey. Die Begleiter des Abtes hatten schon die Segel gespannt, als ihnen die Vögel im Chor wie zum Abschied sangen: „Exaudi nos, Deus salutaris noster, spes omnium finium terre et in mari longe.“

Drei Monate Schiffsens zwischen Luft und Wasser, Angst und Entbehrung mußten nun die Irrfahrer ertragen, bis sie auf eine neue Insel stießen, die nur einem einzigen schmalen Schiffe Zugang erlaubte. Zwei Quellen, die eine sprudelnd, die andere ruhig, fielen ihnen auf. Ein ehrwürdiger Greis nahte sich mit gastlichem Kusse und führte sie zu einem Kloster, wo andere elf Brüder sie mit frommem Gesange empfangen. Der Abt der Insel und seine Genossen wuschen den Ankömmlingen die Füße, und dann setzte man sich nieder zum gemeinschaftlichen Mahle, bei dem treffliches Weißbrot und Wurzeln von wunderbarem Wohlgeschmack aufgetragen wurden. Die Brüder empfangen diese Nahrung von einem unsichtbaren Almosenspender, sie wußten nicht, wo das Brot bereitet werde und wer ihnen die Wurzeln ins Kloster bringe. Jener frische Quell diente ihnen zur Labung, der heiße, sprudelnde zum Waschen ihrer Füße. So aber lebten die Einsiedler schon seit Sankt Patricks und Milbays Zeiten, nämlich volle achtzig Jahre. Ein noch größeres Geheimniß aber bot die Insel, als sie um die Vesper zur Kirche zogen. Das Haus Gottes war winkelfrecht im Quadrat gebaut. Darin zählte man sieben Leuchter: drei über dem Altar in der Mitte und je zwei an den beiden Seitenaltären. Die Altäre selbst, die Kelche, Schalen, Krüge und alle andern gottesdienstlichen Gefäße waren von klarem Bergkrystall. Ehe es nun zu dunkeln begann, beteten und sangen die Brüder und zogen dann ab; nur Brandanus und der

Abt blieben zurück. Da erfuhr der heilige Seefahrer, daß die einsamen Mönche seit achtzig Jahren, wo sie die Insel erreicht, niemals eine Menschenstimme gehört hatten, ausgenommen, wo sie in gemeinsamem Lobgesange den Herrn gepriesen; sonst hatten sie nur durch Blick und Geberde mit einander verkehrt. Wie Sankt Brandan und der greise Abt aber noch mit einander sprachen, fuhr ein Pfeil durch das Fenster und entzündete die Leuchter auf den Altären, worauf er auf dem Wege, auf dem er gekommen, wieder zurückkehrte; der Abt aber belehrte seinen Gast, daß die Kerzen ihr Licht spendeten, ohne sich zu verzehren, und daß auch am Morgen keine Asche zurückbleibe wie bei einer körperlichen Flamme.

Auf der Insel Milbey verblieb der Odysseus der Mönchslegende bis zum Weihnachtsfeste. Dann beginnt er seine Fahrt von Neuem, und zwar diesmal gegen Norden, wo ihm wieder allerlei Wunder und Gefahren begegnen. An einer Stelle überfällt die Schiffsleute eine Windstille, die drei Tage und drei Nächte dauert, und bei der die See aus Mangel an Bewegung wie geronnen erscheint. Ein anderes Mal wollen Meerungethüme das Fahrzeug des Heiligen verschlingen, bis sie von andern Bestien verschreckt worden. Wieder an einem anderen Tage werden die Irrfahrer von dem großen Vogel Greif bedroht. Einmal landen sie an einer Insel „ganz bedeckt mit dichtem Buschwerk und behangen mit Trauben in unglaublicher Fülle, sodaß alle Zweige von der Last zu Boden gezogen werden“, u. s. w. Einmal trifft der seefahrende Abt auf einen elenden Menschen an einer Klippe, dem die Wogen des Meeres ab und zu wallend den Scheitel nassen, während ein Tuch, welches vor ihm hängt, vom Winde beständig gegen sein Gesicht und seine Augen gepeitscht wird. Der so Gepeinigte gibt sich als der Ewige Jude zu erkennen, der nach seiner Aussage an Sonn- und Feiertagen „zur Erfrischung“ an jenem Orte weilen darf. Die Lage selbst kommt ihm wie ein Paradies voll Genuß vor; „denn“, sagt er, „wenn ich in Pein schwebe, glühe ich Tag und Nacht wie eine Masse flüssiges Blei.“

Endlich, nach siebenjährigem Umherschweifen von einer Meeresgegend nach der andern, erreichte Sankt Brandanus das Land der Verheißung. Ein dichter Nebel hatte vorher das Schiff eingehüllt, sodaß die Reisenden sich einander nicht mehr sehen konnten. Das Land selbst erschien ihnen als Insel, aber soweit sie auch wanderten, konnten sie doch kein Ende finden. Ein ununterbrochener Tag leuchtete über den Gefilden, und die Bäume waren lustig mit Früchten gesegnet, als ob es hier ewig Herbst wäre. Am vierzigsten Tage setzte ein breiter Fluß ihren weiteren Wanderungen ein Ziel, und hier begegnete ihnen ein Bote in Gestalt eines glänzenden Jünglings, der ihnen sagte, sie sollten nunmehr heimkehren, vorher aber ihr Schiff mit Früchten

und edeln Steinen beladen. Sieben Jahre, verkündete er ihnen, habe Gott den frommen Brandan nach dem glückseligen Lande suchen lassen, auf daß ihm alle Geheimnisse des großen Oceans enthüllt würden. „Nach langer Zeit aber“, fügte der Bote des Herrn hinzu, „wird dieses Land euren Nachkommen offenbar werden, wenn wir der Bedrängniß der Christenheit zu Hülfe kommen.“ Und als Brandan noch weiteren Aufschluß in Betreff dieser Weissagung begehrt, erwiderte jener: „Wenn der allmächtige Schöpfer alle Geschlechter der Menschen um sich versammelt, dann wird allen seinen Auserwählten dieses Land gezeigt werden.“

„Ganz merkwürdig ist,“ so schließt Peschel diesen Abschnitt, „wie das Mittelalter diese Sage zu lokalisiren verstand. Da dieselbe jedenfalls älter ist als die Wiederauffindung der atlantischen Archipel jenseits der Briareischen Straße, und da von jenen Inseln nur der Name der „Glückseligen“ übrig geblieben war, so mußte man dort die Herrlichkeiten des Oceans vermuthen; denn seit Herodot Zeiten hat immer die Menschheit das irdische Eden an den Enden der Welt, im äußersten Westen oder im äußersten Osten gesucht.“

Wenn Herodot schon die größten Reichthümer am Saume der damals nur geahnten Welt suchte, so verlegte das spätere Alterthum die Ursprungsländer der edeln Metalle — nicht ohne Berechtigung — in den fernen Osten. Wo das viele Gold gewonnen wurde, welches die Perser zur Zeit des Darius besaßen, ist bis heute noch nicht völlig ermittelt. Die Alten halfen sich Anfangs damit, daß sie eine Goldinsel (Chryse) und eine Silberinsel (Argyre) annahmen, die von Plinius und Solinus beide an die Indusmündung verlegt wird, während Mela die erstere vor das Vorgebirge Tamos, die andere aber vor den Ausfluß des Ganges setzt. Ptolomäus kennt außer der Goldinsel, die er weiter südwestlich im Meere sucht, noch eine goldene Chersones, die der Halbinsel Malakka unsrer Karten entspricht, und wo sehr wahrscheinlich damals ein starker Goldhandel betrieben wurde. Ein anderer Stapelplatz dieses Metalls befand sich in Dphir, dem Sopora des Columbus, dem Sofala, wo die Araber im Mittelalter ihre Kontanten für die indischen Märkte holten. Die Sage aber mußte mehr. Die Kartenzeichner des früheren Mittelalters kannten Inseln aus purem Gold oder Silber. Eine Karte aus dem zehnten Jahrhundert verzeichnet im äußersten Osten Indiens einen „goldnen Berg“. Auf einer anderen älteren Karte schwimmen im Ocean, welcher die Welt umkreist, zwei viereckige Inseln, Crise und Argisse, die uns auch auf einer in Turin befindlichen Karte des zwölften Jahrhunderts begegnen. Der englische Geograph Richard von Halbingham, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, kennt in der Mündung des persischen Meerbusens eine Crise sowohl wie eine Argire, sie sind aber von einer dritten Insel begleitet, die Dphir heißt. Die Karte aus

dem Museum des Kardinals Borgia kennt die phantastischen Gold- und Silberinseln der ptolomäischen Geographie nicht, wohl aber Goldberge bei Ophir in Ostafrika, die von Wüsten umgürtet sind und von zahllosen Schlangen behütet werden. Noch merkwürdiger sind die Angaben der Karte des Palastes Pitti (1447), welche goldne Berge in das Vorland von Kathai, das heutige Ninnan, und an die Südwestspitze der Halbinsel Malakka verlegt. Auf dem berühmten Globus von Martin Behaim sind die Gold- und Silberinseln verschwunden, und sein Eldorado befindet sich am Ganges.

Weit ernstere Elemente hat man in dem Berichte Herodots von einem Lande gefunden, wo, nordöstlich von den pontischen Faktoreien, ein einäugiges Volk wohne, welches die Skythen Arimaspen nannten. Bis zu den Nashköpfen, deren Name Archipäer sei, wären hellenische Kaufleute vorgedrungen, wobei sie ein Gebirge überschritten hätten (den Ural). Weiter aber sei noch kein Grieche gekommen; denn hohe und unwegsame Gebirge stellten sich den Reisenden (am Westende des Altai) entgegen. Nur so viel wisse man, daß gegen Morgen die Issedonen saßen, deren Sitten man auch kenne, und von denen man gehört habe, daß weiterhin das Land der Arimaspen und der goldhütenden Greifen liege. Die mittelalterlichen Geographen halten sich nicht an Herodot, sondern an Plinius, Mela und Solinus, welche die Arimaspen zwischen dem mäotischen (Azowschen) See und dem im äußersten Norden gedachten Riphäengebirge wohnen lassen. Mehreren von ihnen sind ferner die Greifen bekannt, ein Volk, das in einer sehr kalten Gegend angefaßt, einfältig oder bössartig, aber wohlbekannt mit der Verarbeitung von Metallen ist. Die Karte Heinrichs von Mainz, die aus dem zwölften Jahrhundert stammt, läßt die „Griffones“ zwischen Don und Dniepr wandern, die des Palastes Pitti versetzt sie an die arktische Küste, etwas westlich vom Centralmeridian der bewohnten Erde. Noch interessanter ist die Legende der Karte Borgia. In gleicher Parallele mit der Ostsee dehnt sich hier die hyperboräische Gebirgskette, welche nach dem Zeichner von Griffonen und Tigern bewohnt ist, über Asien aus. Der Geograph scheint hier historisches mit Sagenhaftem verbunden zu haben. Herodot nämlich berichtet von einem Volke im Norden Indiens, welches früh am Morgen auf Kameelen in die Wüste hinausreitet, um Gold zu holen. Es gibt dort aber Ameisen von der Größe zwischen Hund und Fuchs und von außerordentlicher Schnelligkeit, die sich in die Erde graben und Hügel von goldhaltigem Sande aufwerfen. So gilt es denn, diesen Goldsand eiligst auf die Kameele zu laden und noch vor Eintritt der Abendkühle, bis zu welcher die Ameisen sich versteckt halten, heimzuschaffen. Dann kommen sie später aus ihrem Bau und jagen den Räubern nach, um sie unzubringen. Megasthenes versetzt diese Ameisen zu dem indischen Bergvolke der Darden und erzählt, daß die Goldjäger ihnen

faules Fleisch vorwürfen und sie beraubten, während sie mit diesem ihren Lieblingsfraße beschäftigt wären. Mela läßt die Ameisen wachsen, bis sie den größten Hunden gleichkommen. Solinus versteht sie noch mit Löwentagen. Nearch endlich beschreibt sie unter den indischen Thiergeschlechtern zwischen den Tigern und den Papageien; er hat selbst keines dieser goldgrabenden Geschöpfe gesehen, wohl aber Felle derselben, die man ins macedonische Lager gebracht.

Mehr als zwei Jahrtausende ist diese Fabel unverstanden von Volk zu Volk gewandert, nunmehr aber hat sie der Fleiß und Scharfsinn unserer Gelehrten befriedigend aufgeklärt. Die alten Indier nannten nach Vassen das Gold *Pipilika*, weil es von Ameisen, die so heißen, herausgescharrt wurde. Die *Darada* (die *Darden* der *Alten*) aber bewohnten das goldreiche Land am oberen Indus. Die neuere Sprachforschung hat also bewiesen, daß Herodot seine Kunde nicht unbesonnen eingesammelt hat, und daß wir der Sage auf Grund seiner Mittheilung noch ziemlich genau ihre Heimath anweisen können. Daß wir es hier mit keinen Ameisen zu thun haben, beweist schon der Umstand, daß man Felle dieser Thiere in das Lager Alexanders brachte. Nun haben neuere Reisende auf den sandigen Ebenen Tibets Murmelthiere angetroffen, die in Gesellschaft zusammenleben und Erdhöhlen graben. Eine größere Art von ihnen wird 24 Zoll lang, und ihr Fell zeichnet sich durch schwarze und rothgelbe Ringe aus. Handel mit diesem Pelzwerk wird noch heute nach Indien wie nach China getrieben. Endlich sollen diese Thiere gleich den Ameisen der griechischen Schriftsteller im Winter ihre Höhlen nicht verlassen. Da nur die Felle, nicht die lebendigen Thiere in die Hände der Kaufleute gelangten, so konnte der eine ihnen die Größe von Hunden, der andere die von Füchsen beilegen. Die Indier nannten sie Ameisen, weil sie Erdbauten anlegten, und das braucht uns nicht aufzufallen, da die *Alten*, nicht an systematische Klassifikation der Thiere gewöhnt, auch sonst bisweilen recht naiv verschiedene Thiere wie Verwandte neben einanderstellten. Rechnet doch das römische Recht die Bienen unter die wilden Thiere und zählt doch der arabische *Plinius*, *Kazwini*, die Ratten und Kaninchen zu den Insekten. Leicht erklärt sich, daß die indischen Goldjäger die aufgestoßenen Erdbauten jener Murmelthiere vorzüglich im Auge behielten. Das aufgewühlte Erdreich zeigte ihnen den Goldgehalt der tiefer liegenden Schichten, und es war durch die Arbeit der Thiere locker geworden, sodaß es sich leicht untersuchen ließ. Fand man in dem Hügel häufig Gold, so lag es nahe, den „Ameisen“ zuzuschreiben, sie gingen selbst auf Erbeutung von Gold aus. Die Schnelligkeit und Wildheit derselben sind endlich offenbar sagenhafte Zusätze; denn das tibetanische Murmelthier ist ein ebenso harmloses Geschöpf wie das der *Alpen*.

„Unter dem Aequator“, sagt, wie Pessel uns mittheilt, ein arabischer Kosmograph des dreizehnten Jahrhunderts, „in der Mitte der Welt, da, wo wir keine Breitengrade zählen, liegt ein Punkt, der 90 Grad von jedem der vier Cardinalpunkte entfernt ist. An diesem Orte befindet sich die Stelle, welche die Kuppel von Azin oder Arin heißt. Dort ist ein großes hohes und unzugängliches Schloß, das nach Ibn al Arabi bösen Geistern zum Aufenthalt und dem Iblis (Teufel) zum Throne dient“. Das Mittelalter besaß also das Talent, selbst den Satan zu lokalisiren. Vielleicht hätte sich der Fleiß der Gelehrten nicht auf die Erforschung dieses räthselhaften Arin gerichtet, wenn nicht Columbus in dem Bericht über seine dritte Reise nach Amerika des Ortes gedacht hätte, den er eine Insel nennt und unter den Aequator zwischen den persischen und den arabischen Meerbusen versetzt. Columbus aber hatte sein Wissen aus den Werken des Alliacus geschöpft, welcher an zwei Stellen Arins gedenkt. An der einen sagt er: „In dem Buche über den Pflanzenlauf wird von einem doppelten Syene gesprochen, einem unter dem Wendekreise (Assuan an der ägyptisch-nubischen Grenze) und einem unter dem Aequator, mit dem wir es hier zu thun haben. Dieß ist aber die Stadt Arin, welche die Mathematiker in die Mitte der bewohnten Erde unter den Aequator versetzen, da sie in gleichem Abstände von Osten und Westen, Süden und Norden sich befindet, womit der Volkssirrhum widerlegt wird, Jerusalem liege in der Mitte der Welt.“ An dem andern Orte spricht er wieder von einem doppelten Arin und bestreitet, daß das äquatoriale Syene oder Arin 90 Grad östlich und westlich von den Grenzen der bewohnten Erde liege.

Warum aber versetzte man in die im Mittelpunkt unsrer Erdhalbkugel angenommene Stadt den Thron und Hofhalt des Teufels? Gerhard von Cremona, der im zwölften Jahrhundert in Spanien lebte, übersetzte die im Jahre 1070 zu Toledo verfaßten astronomischen Tafeln des Abu Ischak Ibrahim mit dem Beinamen Ibn Alzerkala. Der Uebersetzer gibt darin den Meridian von Toledo auf $61\frac{1}{2}$ Grad westlicher Länge von Arin an. Hier zeigt sich denn gleich die auffallende Brauchbarkeit eines Meridians, der, wie man annahm, die bewohnte Welt in zwei Hälften zerschneidet. In der That führten die Araber bereits aus, was später in Frankreich und England geschah. Wie man dort die Längen nach den Meridianen von Paris und Greenwich berechnet, so berechneten die Araber die ihrigen nach einem idealen Meridian, für den sie eine Stadt erfinden mußten, wenn keine vorhanden war, die zu ihrem Systeme paßte. Man muß erstaunen, daß die Astronomen von Toledo sich diese Methode so schnell aneigneten, die ihnen vom Heimathlande ihrer Nation zugeführt wurde. Populär ist diese Längenberechnung, bei den Geographen wenigstens, nie geworden oder geblieben; denn Edrissi spricht gar nicht von

Arin, und Abulfeda rechnet nach östlichen Längen vom ptolomäischen ersten oder vom Meridian der Westküste Afrikas.

Wurde oben behauptet, daß die Araber eine Stadt, eine Insel oder ein Schloß für den idealen Weltmeridian erfinden mußten, so können wir hinzufügen, daß sie ihr Arin oder Azin, wenn nicht erfunden, doch entlehnt haben, und zwar von den Indern. Diese besaßen nämlich einen Meridian, der über die Insel Lanka und mitten durch ihr Land, also für sie mitten durch die Welt ging. Dieser Meridian berührte die Stadt Djjein, den Focus hindostanischer Gelehrsamkeit um jene Zeit, wo durch die arabischen Eroberungen eine heftige Berührung beider Völker stattgefunden hatte und dauernder Verkehr geschaffen wurde. In der Stadt Djjein in Malva hat man das Dzene des Ptolomäus wieder erkennen wollen, und da sich durch die mangelhaften Schriftzeichen der Araber ausländische Eigennamen nicht treu wiedergeben lassen, so ist durch die Transmission der Name Djjein in Azin und dann sogar in Arin corrumpt worden. Nun war aber Lanka, welches das Taprobane der Alten und das heutige Ceylon ist, im Geruche, bösen Geistern zum Aufenthaltsort zu dienen. Es ging die Sage, der Böse habe sich dort eine Festung erbaut, und man machte sich ein Gewissen daraus, nach jener Gegend zu steuern. Daß dieß sehr wahrscheinlich der Ursprung der Sage gewesen ist, die sich an den arabischen Weltmeridian knüpft, deutet auch die Aeußerung des oben erwähnten arabischen Kosmographen aus dem dreizehnten Jahrhundert an, welche den Hofhalt des Teufels in Arin als Erfindung der Perser oder Indier bezeichnet.

„Welchen seltsamen Weg“, sagt Bessel, nehmen nicht oft die Objekte unseres Wissens! So holen sich hier zuerst die Araber und Indier einen idealen Meridian. Wir sehen, wie ihre Astronomen auf den spanischen Observatorien nach jener Theorie berechnen. Durch sie wird die lateinische Welt mit der Methode bekannt, sie versetzt Albertus Magnus und Roger Bacon in Nachdenken, und endlich treffen wir auf Columbus, der bei Entzifferung eines phantastischen Problems jene theoretische Demarkationslinie zu Hülfe nimmt. Und gewiß noch seltsamer ist es, daß mehr als drei Jahrhunderte nach Columbus die alte Theorie von Neuem unsere Gelehrten beschäftigt und endlich auch ihr wahrer Ursprung entdeckt wird.“